

B u e i g u n g. *)

Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leichten Schlaf, der mich gelind' umfing,
Daß ich erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;
Ich freute mich bei jedem neuen Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und alles war erquickt, mich zu erquickern.

Und wie ich stieg, zog von dem Fluß der Wiesen
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor.
Er wich und wechselte, mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir um's Haupt empor:
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
Bald sah ich mich von Wolken wie umgossen,
Und mit mir selbst in Dämm'ung eingeschlossen.

Auf einmal schien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit seh'n.
Hier sank er leise, sich hinabzuschwingen;
Hier theilt' er schweigend sich um Wald und Höhn.

*) Die folgende Erklärung ist ein Bruchstück aus einem in der hiesigen Fr. Richterschen Buchhandlung nächstens erscheinenden Werke.

Wie hofft' ich ihr den ersten Gruß zu bringen!
 Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt schön.
 Der lust'ge Kampf war lange nicht vollendet,
 Ein Glanz umgab mich und ich stand geblendet.

Bald machte mich die Augen aufzuschlagen
 Ein innrer Trieb des Herzens wieder kühn,
 Ich konnt' es nur mit schnellen Schritten wagen,
 Denn alles schien zu brennen und zu glühn.
 Da schwebte, mit den Wolken hergetragen,
 Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin.
 Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben,
 Sie sah mich an und blieb verweilend schweben.

Kennst du mich nicht? sprach sie mit einem Munde,
 Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß:
 Erkennst du mich? die ich in manche Wunde
 Des Lebens Dir den reinsten Balsam goß,
 Du kennst mich wohl, an die zu ew'gem Bunde
 Dein strebend Herz sich fest und fester schloß.
 Sah ich dich nicht mit heißen Herzensstränen
 Als Knabe schon nach mir dich eifrig sehnen?

Ja! rief ich aus, indem ich selig nieder
 Zur Erde sank, lang' hab' ich dich gefühlt;
 Du gabst mir Ruh, wenn durch die jungen Glieder
 Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;
 Du hast mir wie mit himmlischem Gefieder
 Am heißen Tag die Stirne sanft gefühlt:
 Du schenktest mir der Erde beste Gaben,
 Und jedes Glück will ich durch dich nur haben!

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich dich von vielen
 Gar oft genannt, und jeder heißt dich sein,
 Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
 Fast jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
 Ach! da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
 Da ich dich kenne, bin ich fast allein;
 Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
 Dein holdes Licht verdecken und verschließen.

Sie lächelte, sie sprach: Du siehst, wie klug,
 Wie nöthig war's euch wenig zu enthüllen!
 Kaum bist du sicher vor dem größten Drog,
 Kaum bist du Herr vom ersten Kinderwillen,
 So glaubst du dich schon Uebermensch genug,
 Versäumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
 Wie viel bist du von andern unterschieden?
 Erkenne dich! leb' mit der Welt in Frieden!

Verzeih mir, rief ich aus, ich meint' es gut,
 Soll ich umsonst die Augen offen haben?
 Ein froher Wille lebt in meinem Blut,
 Ich kenne ganz den Werth von deinen Gaben!
 Für andre wächst in mir das edle Gut,
 Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
 Warum such' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
 Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen
 Mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an;
 Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
 Was ich verfehlt, und was ich recht gethan.
 Sie lächelte, da war ich schon genesen,
 Zu neuen Freuden stieg mein Geist heran:
 Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
 Mich zu ihr nahn und ihre Nähe schauen.

Da reckte sie die Hand aus in die Streifen
 Der leichten Wolken und des Dufts umher,
 Wie sie ihn faste, ließ er sich ergreifen,
 Er ließ sich ziehn, es war kein Nebel mehr.
 Mein Auge konnt' im Thale wieder schweifen,
 Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
 Nur sah ich sie den reinsten Schleier halten,
 Er floß um sie und schwoll in tausend Falten.

Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
 Ich weiß, was Gutes in dir lebt und glimmt!
 So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen,
 Empfange hier, was ich dir lang' bestimmt,

Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
 Der dieß Geschenk mit stiller Seele nimmt,
 Aus Morgenluft gewebt und Sonnenklarheit,
 Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
 Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
 Sogleich umsäufelt Abendwindeskühle,
 Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
 Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
 Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
 Besänftiget wird jede Lebenswelle,
 Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
 Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
 Wenn eure Bahn ein frisch erneuter Segen
 Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt;
 Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
 So leben wir, so wandeln wir beglückt,
 Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
 Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

Wenn in Göthe's Gedichten Inhalt und Form stets im Einklang stehen, — das Kennzeichen und Siegel des Klassischen — so findet dieß bei dem vorstehenden Gedichte vorzüglich Statt, oder wenigstens läßt es sich hier leicht darstellen. Die achtzeilige Stanze ist nach Schiller's Distichon:

Stanze, dich schuf die Liebe, die zärtlich schmachtende — dreimal
 Fliehst du schamhaft und kehrt dreimal verlangend zurück —

der Vers der Liebe, aber diese Charakterisirung scheint mir zu beschränkt, sie gleicht vielmehr dem elegischen Sylbenmaasse der Alten und nimmt einen sehr verschiedenen Inhalt in sich auf, wie denn Tyrtaeus im Distichon Kriegslieder und Ariost in der Ottave die scherzhaftesten Liebesabentheuer sang, am meisten paßt sie jedoch für sanfte, gemäßigte, weiche Empfindungen, wie sie dieses Gedicht darstellt; ihr Bau ist aber viel künstlicher als der des Hexameters und Pentameters, und wenn schon der Leib oder das Aeußere dieser Form im Deutschen nicht ganz leicht zu bilden ist, besonders sofern auf wohlklingende Reime und überhaupt auf Wohlklang gesehen wird; so ist es die Seele oder das Innere derselben noch weit mehr. Eine längere Strophe ist in einem höhern Grade ein für sich bestehendes Ganzes als ein einzelner Vers, daher ist es erlaubt, daß Sinn und Gedanke sich in den folgenden Vers hinein erstrecke. Eine Strophe darf aber nicht in die andere übergreifen, selbst bei der kleinsten ist es schon nicht angenehm;

bei der Ottave ist es völlig unerlaubt oder darf nur in wenigen Fällen als Ausnahme gestattet werden. Außerdem findet bei dieser Strophe noch das Gesetz Statt, daß sie wo möglich mit Einem Hauptgedanken gefüllt werden muß und zwar so, daß die sechs ersten Zeilen eine Steigerung enthalten, auf welche ein Abschluß, eine Beruhigung in den beiden letzten folgt, worauf die Verschränkung der Reime in der ersten größern Hälfte und die Aufeinanderfolge der beiden letzten Reime hindeutet; doch kann der Gedanke auch schon am Ende der vierten Zeile seine Höhe erreicht haben und von da an sich herabsenken. Betrachten wir das Gedicht in dieser Rücksicht, so befriedigt es schon hierdurch auf das vollkommenste, ich mache nur auf die erste und letzte Strophe aufmerksam. In der ersten Strophe malen die ersten beiden Verse das Erwachen, der dritte und vierte den Morgenspaziergang, der fünfte und sechste die Freude über die Natur, in den beiden letzten wird abgeschlossen mit dem Gedanken des Entzückens in der Natur und in der Seele des Dichters. In der letzten Strophe drücken die vier ersten Zeilen einen Gegensatz aus, in der fünften und sechsten Zeile ist hier schon eine Zusammenfassung und der Gedanke scheint damit geschlossen, aber die beiden letzten Zeilen erweitern und steigern ihn, jedoch auf eine sanfte, wehmüthige Weise, so daß das Gedicht recht eigentlich elegisch schließt, obgleich die Wehmuth hier, wie fast immer bei Göthe, nichts Beklemmendes, sondern vielmehr etwas Frisches und Erheiterndes hat, und unser Dichter übt in der Kunst, was Horaz als Lebensregel aufstellt: *amara lento temperat risu*.

Das Gedicht ist allegorisch, Darstellung der Dichterweihe aber auf eine so bescheidene Weise, daß man an die dichterischen Prologe und Epiloge anderer Dichter, z. B. Horazens, nicht zu Gunst des letzteren erinnert wird. Hier ist nichts von Stolz, nichts von Pochen auf Unsterblichkeit, und sogar das Selbstgefühl des Dichters ist hinlänglich gemildert in dem Verse: *Wie viel bist du von andern unterschieden?* Die Allegorie fängt erst in der vierten Strophe an, nachdem in den ersten drei der Morgenspaziergang, die Verdunkelung des heitern Wetters durch Nebel und der Kampf desselben mit der Sonne dargestellt ist. Dieß scheint nichts als Beschreibung zu sein, und hat wegen ihrer Wahrheit, worin man den aufmerksamen Beobachter erkennt und an Göthe den Freund der Natur und der Wissenschaft des Wirklichen erinnert wird, sowie wegen der Einfachheit, bedeutungsvollen Kürze, wegen des schönen Flusses und des schönen Ausdrucks (man sehe nur die Eigenschaftswörter *leise, still, frisch, neu, jung* in der ersten Strophe) einen hohen, dichterischen Werth, aber dieser wird noch erhöht, wenn man sie als eine, dem Dichter vielleicht selbst unbewusste Allegorie nimmt; wenigstens kann man sie dafür nehmen: der Morgen des Tages ist der Morgen des Lebens, das Kind, der Knabe ist heiter, freut sich der Gegenwart, das Leben liegt sonnenbeglänzt vor ihm, er sieht sich als den Mittelpunkt an, er hat noch keine Vergangenheit, die ihn beunruhigt, die Zukunft trägt die Farbe der Hoffnung, und Gesundheit und Lust füllen jede Minute aus. So steigt er den Berg hinan, aber schon mit den Jünglingsjahren lernt er das irdische Dasein auch allmählig von der trüben Seite kennen, bis sich nach unangenehmen Erfahrungen, nach dem Herrinnen der Ideale (man denke an Schiller's bekanntes Gedicht unter diesem Titel) Unlust und Schwermuth seiner bemächtigt, aus der ihn nur günstige Ereignisse befreien können, seien es äußere, etwa die Bekanntschaft und der Umgang mit gediegenen Männern, Freund-

schaft, Liebe, die Sprüche der Weisheit aus den Schriften der Vorwelt oder Mitwelt, oder eigene Kraft, und ein Strahl von oben, der sein verdüstertes Gemüth erheitert. So verschwindet denn der Nebel wieder, und noch ehe er ganz entweicht oder vielleicht, ohne daß er jemals ganz entweicht, wenn wir darunter die störenden Einflüsse von außen auf den Geist des Menschen verstehen, erhebt sich der Mensch über sich selbst, sei es als Philosoph, oder als Dichter oder als Gläubiger, und grade die ersten Ahnungen der höheren in ihm wohnenden Kraft besflügeln seine Seele, begeistern den Geist, oder blenden, wie es hier ausgedrückt ist, sein inneres Auge. Bald wagt er es, mit seinen Blicken umherzuspähen, er gewöhnt sich an den überirdischen Glanz, der die arme Erde jetzt bedeckt, er schaut zu dem Himmel hinauf, denn daher stammt ja sein Geist und seine Begeisterung, und sein Genius, eigentlich sein innerer, besser, nun erst erwachter Mensch, tritt als Lichtgestalt vor ihn und unterredet sich mit dem irdischen, niedergedrückten, auf den Wellen der Begierde und Leidenschaft, des Zweifels und des Uebermuths umhertreibenden Bruder. Denn was profaisch als Monolog erscheinen würde, als Nachdenken, Betrachtung, Ermannung und Beruhigung, das sehen wir hier als Dialog und dadurch wird nicht der Gedanke, wohl aber seine Darstellung dichterisch, und durch diese Zertheilung des Menschen und des Dichters, oder des beginnenden Dichters und seines Ideals wird alles besänftigt, lieblich und helle, wie der Genius selbst zum Schlusse sagt, verliert Lob und Tadel alles Scharfe und Anstößige und schwimmt das Ganze in einem magischen Dufte. Daß der Genius ein weiblicher ist, scheint sehr natürlich und absichtlich, da die Poesie mehr den Charakter der Ruhe, der Selbstbeschäftigung, ja selbst der Sanftmuth und Weisheit hat, weshalb sie denn auch sammt der Einbildungskraft und Phantasie wol in den meisten Sprachen weiblichen Geschlechts ist, obwol in den Mythologien, z. B. der griechischen, der Gott der Dichtkunst eben ein Gott, und die Göttin der Wissenschaft, welcher vergleichungsweise eher ein männlicher Charakter zukommt, eine Göttin ist. Trefflich gebaut ist nun die erste Strophe des Gesprächs oder der Begrüßung, indem die erste und dritte Zeile mit einer Frage beginnen, die zum zweitenmal verstärkt ist, in der fünften wird mit demselben Ausdrucke geantwortet, und jedesmal etwas sehr Bedeutungsvolles hinzugesetzt, in der zweiten Zeile die Schilderung der Huld des Genius, die sich in dem Ton der Rede ausdrückt, in der vierten die Huld desselben, als Thatkraft, als tröstend und heilend, in der sechsten die Anhänglichkeit und immer wachsende Anhänglichkeit desselben, und in den beiden letzten wird nun zugleich aufsteigend für den Gedanken und die Empfindung und elegisch sich senkend in Absicht des Ausdrucks und des Zurückgehens in die Knabenjahre, auf die uranfängliche Bestimmung des Dichters und das dunkle Gefühl desselben bei dem ersten Bewußtsein hingewiesen. Aber wie ist der Inhalt nicht eben so trefflich, und ist nicht hier mit der Erklärung der Form zugleich die Darstellung des Inhalts gegeben, der beste Beweis der Vollendung oder des Klassischen! Der Dichter sinkt im Wonnegefühl nieder, er bekräftigt den Schluß der Anrede, so wie das Wohlthuende des Umgangs von der Göttinn, denn sie habe ihn bei innerer und äußerer Unruhe, dem Kampfe der Leidenschaft und nach der Hitze des Tages beruhigt, und mit tiefstem, innigstem Gefühle versichert er, daß sie ihn mit den edelsten Gütern der Freude beseligt habe, und daß ein Glück, das von ihr nicht geheiligt werde, für ihn keines sei. Er fährt in dieser Schilderung fort, aber auf das Bewußtsein

des Glücks folgt ein halbironischer Seitenblick auf die Mitgenossen der Dichtkunst, der jedoch seine Spitze eigentlich gegen ihn selbst kehrt und zu einer Klage wird, die den vorhergehenden, fast überlauten Triumph, ohne ihn aufzuheben, doch von Seiten des menschlichen Gefühls mehr noch als des künstlerischen, sehr mildert. Er setzt zuerst seine Bescheidenheit der Unbescheidenheit Anderer entgegen. Er wagt es, den Genius nicht einmal zu nennen, Andre thun dies nicht nur und oft, sondern jeder (nämlich jeder von den vielen), glaubt dich zu besitzen, wol gar ausschließend zu besitzen oder doch dein vorzüglich begünstigter Liebling zu sein. Ganz verständlich ist die Anmaßung und Verblendung in den Worten gemalt: ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen, etwas minder der folgende; fast jedem Auge wird dein Strahl zur Pein — doch soll wol das Unvermögen der Meisten für die Poesie, und daher das Quälerische bei der eitlen Anstrengung und die bittere Empfindung bei der endlichen Einsicht des Nichtgelingens darin ausgedrückt sein. Deshalb, fährt er fort, hatte ich, so lange ich auf einem falschen Wege als Künstler mich befand, viele Genossen, jetzt, da ich auf dem rechten Wege bin, fast keinen, und keiner versteht mich, sehr wahr! Denn die echte Poesie wird von den durch die Irrthümer der Zeit irre geleiteten und an irgend eine Manier gewöhnten und verwöhnten, also verblendeten und an Vorurtheilen krankenden Zeitgenossen selten nach Verdienst geachtet und der Afterspödie nachgestellt. Indes so wahr dieß ist, so liegt in einem solchen Urtheil, sofern es von einem Dichter, mit Rücksicht auf sich selbst und als Vergleich mit Andern, ausgesprochen wird, etwas Anmaßendes, so leise es auch in dem „ich kenne dich“ angedeutet ist; daher antwortet der Genius mit einer leichten Ironie. Denn in den Worten: „du siehst, wie klug, wie nöthig war's euch wenig zu enthüllen!“ liegt doch der Satz versteckt: auch dir hab' ich nur ein bescheidnes Maaß meiner Gaben mitgetheilt, und dieß erklären die folgenden Verse noch weiter: du bist noch ein Kind oder kaum über die Kinderjahre, in Rücksicht der Kunst, hinaus, und doch überhebst du dich schon, du glaubst dich schon Uebermensch genug (ein neues aber glücklich gebildetes Wort, nach der Aehnlichkeit von Unmensch), daher war es klug und nöthig, dich auch nur mäßig zu begaben. Du versäumst ja die Pflicht des Mannes zu erfüllen. Diese Pflicht ist hier wol die Selbsterkenntniß, Gediegenheit, Reife des Urtheils, besonders Bescheidenheit und Unparteilichkeit, Schärfe gegen dich selbst, Schonung gegen andere. Und so denn die demüthigende Frage: wie viel bist du von andern unterschieden? und daher der Rath, der zunächst auf die letzte Klage des Dichters geht, daß er verlassen sei und gewissermaßen sich mit seinen Kunstgenossen nicht vertragen könne, der aber auch wol eine Beziehung auf das ganze Leben hat: leb' mit der Welt in Frieden! Der Dichter entschuldigt sich und zwar auf eine sehr triftige Weise, theils mit seiner Gutmüthigkeit und seinem guten Willen, denn er erkenne nicht bloß den Werth der mitgetheilten Gaben, sondern er wolle sie nicht etwa zur eignen stillen Freude, zum einsamen Genuße, sondern zum Vergnügen und zum Nutzen Anderer haben, und der Ausdruck wird hier sogar biblisch, und dieser letzte Grund scheint gewiß so sittlich als möglich. Aber in einer solchen Entschuldigung liegt, je zuversichtlicher und reiner sie klingt, leicht ein Irrthum und eine Selbsttäuschung. Daher sieht die Göttin den Dichter mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an, und in diesem Ausdruck ist der Tadel unver-

kennbar. Denn was anders heißt dieß als: du hältst dich wohl für besser als du bist. Und dieß deutet der Dichter sehr schön in den folgenden beiden Versen an. Der Blick der Göttin beschämt ihn und gibt ihm Licht über sein bisheriges künstlerisches und menschliches Thun. Denn wie die Dichtkunst sich nie von der Sittlichkeit trennt, so ist auch in den Worten: was ich verfehlt und was ich recht gethan, auf Beides hingedeutet. Ich sah ein, was ich in reinem Sinn als Mensch und Dichter gethan, und was nicht, d. h. wobei mich Neben- gründe, Eitelkeit, Ruhmsucht geleitet hatten, denn ich möchte der Beziehung auf das Sittliche hier den Vorzug geben. Aber der Tadel der Göttin wird gemildert: sie freut sich doch im Ganzen ihres Jüngers, sie lächelt und zwar beifällig und zufrieden, und dieses Lächeln macht den Dichter erst eigentlich glücklich, er hat sich noch einmal und scharf geprüft, er fühlt, daß es echte Neigung ist, abge sondert von allen tadelhaften Nebentrieben, welche ihn zum Edeln und besonders zur Dichtkunst hinzieht, und darum darf er sich der Göttin nun mit innigem Vertrauen nahen und in der Aufrichtigkeit seines Herzens ihr in's Antlitz schaun, sich ihr gänzlich widmen. — Die folgende Strophe drückt nun die Heiterkeit, die Befeligung aus, welche dem wahren Dichter nicht bloß als Künstler, sondern auch als Menschen zu Theil wird. Dieß ist fast die einzige Stelle in diesem Gedichte, wo die Beschreibung und der dichterische Schmuck vorwaltet, aber er gehört, wenn irgendwo, grade hieher, da man bei diesem Gedanken, der für den Menschen als Menschen einer der wichtigsten sein muß, gerne verweilt. Was ist wichtiger, als daß uns die Herrschaft des Geistes über die Sinnlichkeit, die Beschäftigung mit dem Höheren, mag sie nun die Gestalt der Kunst oder der Wissenschaft oder der Religion annehmen (und eigentlich sind alle drei vereinigt, und es gilt auch hier die hohe Ansicht der Dreieinigkeit, wenn gleich in der niedern Sphäre des Menschenthums), frei macht von der irdischen Sorge und Schwachheit, daß wir die Streifen von Nebel und Wolken, welche uns Erde und Himmel verhüllen, gleichsam wie einen Vorhang wegziehen, daß das Thal der Erde, für das unverklärte Auge ein Jammerthal, zu einer Blumenwiese wird aber doch zu einem aufwärts führenden Pfade, daß der Himmel selbst hell und hehr ist, daß das Ziel unsrer Wanderschaft, mit irdischem Auge betrachtet, die Gruft, mit dem himmlischen die Fortdauer, die Reinigung und Seligkeit, uns vorschwebt, daß wir es gleichsam erblicken hell, aber hehr, denn ein hoher, ernster Gedanke ist der Blick nach jenseits gewiß immer. Als Führerin hier unten und nach oben steht eben der Genius mit seinem Schleier, dem schützenden und dem reinen, in tausend Falten schwillenden, durch welches letztere Beiwort die Poesie als die Göttin, welche, wie Götthe sie in einem andern Gedichte beschreibt, tausendfältig wie Morgen und Abend ist, charakterisirt wird. Diesen Schleier schenkt sie nun dem Dichter (das heißt, er wird sich seines Berufs bewußt), aber mit den wahrhaft göttlichen Worten, das heißt mit einem Aus druck, wie er sich für einen Gott gegen einen Menschen paßt, der zugleich das Gefühl des Ab standes zwischen Schöpfer und Geschöpf ausdrückt: sie schenkt ihn, nicht weil der Empfänger ihn verdient, denn sie kennt sein Gemüth, es ist ein menschliches (wie viel bist du von andern unterschieden?), also ein Mittel ding zwischen Kraft und Schwäche, mangelhafte Ausführung bei dem besten Willen, aber sie übergiebt ihm dennoch ihr köstliches Geschenk, also aus Gnade. Und muß der Mensch nicht alles, was er hat, leibliche und geistige Gaben, Gewissen und

Sittlichkeit, ja selbst nicht bloß seinen Willen zum Guten, sondern seine Tugend selbst als ein Gnadengeschenk Gottes ansehen; denn wer mag mit bloßen menschlichen Augen bestimmen, wo die Mitwirkung Gottes aufhöre und der unbedingt freie menschliche Wille anfangen, oder hört wirklich jemals, in irgend einem Punkt unsers Lebens, bei der kleinsten Handlung, die Mitwirkung Gottes auf, und wird auch der scheinbar freieste Wille nicht durch irgend etwas Außeres oder Inneres, Gleichzeitiges oder Früheres, bedingt und bestimmt? Aber der Schleier wird ihm mit einer Bedingung, einer Warnung übergeben: er muß mit stiller Seele, das heißt mit richtiger Selbsterkenntniß, mit dem Bewußtsein des eigenen Unverdienstes, mit Anerkennung der göttlichen Gnade empfangen werden, nur dann beglückt dieß Geschenk und zwar unendlich, unbeschreiblich: dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen — eine kurze Schilderung des Geschenks beschließt endlich die herrliche Strophe, eine bedeutungsvolle: der Dichtung Schleier ist gewebt aus Sonnenklarheit, denn Poesie ohne Licht, ohne Schärfe des Verstandes, ohne Philosophie, wenn auch freilich keine Spekulation und Schulphilosophie, ist ein Unding, oder ein Nebel, ein unreiner Schleier, für die Klarheit gibt es aber wol kein schöneres Bild als den reinen Strahl der Sonne; er ist zugleich gewebt aus Morgenduft, dieß ist die irdische That, aber die möglichst reine, und liebliche, das Auge durch seine sanften Farben anziehende und bezaubernde, und wenn in der Sonnenklarheit die Poesie nicht bloß als eine verständige, sondern als eine himmlische erscheint, so wird im Morgenduft nicht bloß der äußere Schmuck der Poesie, la poésie de style, sondern ihre irdische Abkunft, die sie weder innerlich noch äußerlich verleugnen kann und in der sie ja eben ihr Dasein findet, angedeutet, ja sie muß nicht bloß in ihrem Himmelanstreben irdisch sein, sondern in dem weitesten Sinne wahr, weshalb die Dichtkunst sich hier selbst die Wahrheit nennt, sie muß alles Falsche, Erfindete meiden, sie muß im edelsten Sinne Naturpoesie sein, Poesie, nicht bloß als Darstellerin der äußern Natur, sondern der innern, und noch mehr der letzteren, der wichtigeren, als Bürge eines höhern Daseins, also auch erklärend und idealisch, ahnend die höhere Natur des Menschen, ja selbst die höhere Natur der Natur, und das Bild der Gottheit in ihr erkennend. Aber die Gabe der Dichtkunst ist ein Schleier, also kaum etwas Wirkliches und Wesenhaftes, nur etwas Zudeckendes, nämlich die Kehrseite des Lebens Verhehlendes oder vielmehr den Schein des Himmlischen über das Irdische Hinzuberndes. Von dieser Seite erscheint also das Irdische, das Sinnliche als das Wirkliche, und so will es auch der Sprachgebrauch, wenn es gleich von Seiten des Geistes und der Sittlichkeit als das Hindernde, Wegzuräumende und für den ganz geläuterten Menschen als etwas nicht mehr Vorhandenes, Nichtiges, als ein Schein betrachtet werden kann, wie ja sogar einige Philosophen hiervon ausgehend die ganze Sinnenwelt geläugnet oder als bloße Erscheinung, als Scheinerscheinung gesetzt haben. — Es ist der Dichtung Schleier, denn bei dem Dichter prägt sich die Erkenntniß und das Gefühl des Höheren als Dichtung aus; aber diese ist doch eigentlich nur eine von den Gestalten, und sie stellt sich eben so sehr als Wissenschaft, als Religion dar, so zwar, daß diese Verschiedenheiten sich doch in jeder Gestaltung vereiniget finden, und nur die eine mehr als die andre hervortritt, etwa wie im Prisma bald diese, bald jene Farbe erscheint, oder wie die Farben überhaupt bei aller Verschiedenheit doch nur Brechungen des einen reinen und farb-

lofen Sonnenstrahls sind. Diese Einheit der Wahrheit, Sittlichkeit oder Religiosität und Schönheit stellt denn auch dieses Gedicht dar durch die Klarheit, die ja der Zeuge der ihr in unserer Sprache auch so bedeutungsvoll gleich klingenden Wahrheit, und durch das in manchen Stellen fast Biblische des Ausdrucks, so daß also die Schönheit ihren Schmuck von der Religion entlehnt, und könnte die Wissenschaft und das Christenthum nicht die sechs ersten Zeilen dieser Strophe ebenfalls sprechen und auf sich anwenden, wenn gleich in den beiden letzten Zeilen diese beiden Göttinnen sich anders bezeichnen würden? Hierin liegt nun zugleich ein Widerspruch gegen den Zweifel mancher Zeitgenossen, an der religiösen und christlichen Gesinnung des Dichters und eine völlige Niederschlagung desselben, obgleich ich mich dieser Bemerkung, und zwar im Herzen derjenigen, für welche sie hier steht, schäme. Der echte Dichter ist durchaus religiös, nur kann sich die Religiosität eben wie das Sonnenlicht in verschiedenen Farben brechen, und wenn ich auf einen Vergleichungspunkt der Muse Klopstocks, Schiller's und Göthe's hindeuten darf, so sind alle drei Dichter innerlich vielleicht gleich erfüllt von der Erhabenheit Gottes und der Richtigkeit des Irdischen, aber Klopstock wirft ein verklärtes Auge gen Himmel und er ist, noch in den Gliedern seines Leibes, schon auf dem Wege dahin, und wie Horaz seine Verwandlung in einen Schwan beschreibt, so mag man sich Klopstock kaum als einen irdischen Menschen, sondern lieber als einen schon mit verklärtem Leibe begabten Heiligen und Propheten denken; Schiller ist mehr der ernste Weise, der gleich den Richtern der Unterwelt schon hier oben warnend, strafend, ermunternd und ermutigend seine Stimme erhebt, auf die Reinheit des Wandels und des Gefühls dringt; Göthe endlich ist — eben nichts als der Mensch im vollen und schönen Sinne des Worts, Leib und Geist, Sinnlichkeit und Sittlichkeit im Einklang, einem Kinde vergleichbar, dem das liebe Leben gefällt, das sich nicht nach dem Tode sehnt, sondern die Gegenwart genießt und sich um das dahinten und vor ihm Liegende nicht eben kümmert, aber ein erwachsenes Kind, oder ein Mensch, in welchem sich die Unbefangenheit der früheren Jahre mit dem Ernste und den Gefühlen, welche die Erfahrungen des Jünglings- und Mannesalters erwecken, auf's lieblichste verbindet, er ist ein natürlicher, edler, liebenswürdiger Mensch. Daher ist Klopstock ein lyrischer Dichter und seine Oden, seine Hymnen übertreffen seine Dramen und selbst seine Messade bei weitem, und letztere ist hauptsächlich durch ihre lyrischen Parthien groß, und im Ganzen ein lyrisches Heldenepic; daher ist Schiller ein dramatischer Dichter, wenigstens als solcher am größten, weil seine tiefe Forschung, sein wissenschaftlicher Trieb sich hier als Studium geschichtlicher oder selbsterforschender Charaktere großartig und wirklich dichterisch offenbart, obgleich er vielleicht als didaktischer Dichter noch größer geworden sein würde; daher ist Göthe nicht ein lyrischer, nicht ein epischer, nicht ein dramatischer, nicht ein didaktischer Dichter, sondern alles dieses zugleich, oder eben ein Dichter. Daher ist Klopstock ein religiöser, Schiller ein sittlicher, Göthe ein dichterischer und eben darum der größte Dichter, denn wenn in dem ersten das Religiöse, in dem zweiten das Sittliche und Wissenschaftliche vorherrscht und dem Dichterischen fast Eintrag thut, so ist in dem letzten das Dichterische vorherrschend und das Religiöse, Sittliche, Wissenschaftliche wird bei ihm poetisch. Dieß aber ist es freilich, was die Welt leicht verkennet und auch zum Theil bei Göthe verkannt hat, und aus guter Meinung

aber gewiß die Dichtkunst mißverstehend, hat man ihn religiöser und insbesondrer christlicher gewünscht. Göthe hat sich zum Glück an dieses Urtheil nicht gekehrt, er hat nichts gedichtet, um dem Publikum dieses Urtheil zu benehmen, ja er hat nicht einmal an irgend einem Gedichte, selbst an den anstößigsten etwas Wesentliches verändert, wie Klopstock zu Gunsten der orthodoxen Christen manches in der Messiasde umänderte, oder dergleichen Gedichte wie die römischen Elegieen zurückgenommen. Aber wer Augen hat zu sehen, der wird sehen. Er wird selbst unter der Hülle des Heidenthums seinen echt christlichen Sinn erkennen; denn giebt es eine herrlichere Darstellung Gottes, als sie Göthe in dem Ganyemed z. B. giebt, und ist nicht eben dieses Gedicht so rein religiös, wie es ein Unbefangener nur wünschen kann? — Doch ich kehre zu unserm Gedichte zurück. Sehr religiös und christlich ist nun auch die folgende Strophe, mit welcher die Göttin von dem Dichter Abschied nimmt, aber freilich und noch mehr poetisch. Was der Dichter schon früher in der siebenten Strophe gesagt hatte von der durch die Dichtkunst ihm zu Theil gewordenen Ruhe, das sagt sie nun selbst mit Steigerung und auf das Geschenk, den Schleier, zurückweisend, aber auch mit Bezug auf die frühere Entschuldigung: warum such' ich den Weg so sehnsuchtsvoll, wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll? — Daher also nicht bloß: wenn es dir — sondern auch und deinen Freunden schwüle am Mittag wird, der Mittag steht als die heißeste Tageszeit für das Drückende des Lebens, für die Beschwerden des Thätigen und Leidenden, so wirf ihn in die Luft: erhebe dich durch die dichterische Anschauung über die Gewöhnlichkeiten und Unannehmlichkeiten. Der Gegensatz ist, wie es zu wünschen war, nicht bloß durch den Abend und durch die Kühle, in welchem Worte sich die Sprache durch den Gleichklang mit der dem Sinne nach ihr ganz ungleichen Schwüle wichtig gezeigt hat, sondern zugleich durch einen der wohlklingendsten Verse und die Wonne des Geistes und Gemüthes durch einen der zartesten und lieblichsten Sinnengenüsse Blumen-Würzgeruch und Duft ausgedrückt. Die Poesie zeigt sich also, wie schon vorher gesagt, weniger als Wirklichkeit, sondern vielmehr als das Unangenehme verschleichend und mit Angenehmem überkleidend, dieß schildern die vier letzten Verse der Strophe, in welchen theils in allgemeiner, theils in besonderer Beziehung die Erdenübel nicht verschwiegen werden, aber doch mit Sanftheit und Linderung, so daß dasjenige, was die Poesie von sich selbst oder von ihrem Geschenke aussagt, hier auf der Stelle bestätigt wird. Denn die bangen Erdgefühle erscheinen als ein Wehen, das Bild ist Fortsetzung der Abendwindeskühle, nicht etwa als ein Sturm, obgleich dieser freilich auch nicht zu den bangen Gefühlen, eher zu der Leidenschaft passen würde; die Gruft heißt sehr schön ein Wolkenbette, oder wandelt sich in dasselbe, nicht bloß wegen der Lieblichkeit des Vergleichs, da die Wolke als etwas für das Gefühl Sanftes und Hartes zu denken ist, sondern wegen des tieferen Sinnes, weil die Gruft nur den Körper aufnimmt, eine neue Welt aber oder der Himmel der Seligkeit, statt dessen uns der irdische Himmel mit seinen Wolken als Bild dient, den freigewordenen Geist, gewiß nicht bloß eine religiöse, sondern eine echt christliche Idee, bei der jedoch der Dichter nicht verweilt, sondern lieber auf die Segnungen der Poesie für das Leben zurückkehrt. Die metaphorische Lebenswelle widerspricht dem Wehen und der Windeskühle nicht, was ich deswegen bemerkte, weil so viele Dichter, selbst gute, z. B. Schiller im Anfange des Hymnus an die Freude, die

Tropen und Personifikationen bunt und widerlich wechseln lassen. So schließt denn die Strophe und der Abschiedsgruß der Poesie höchst befriedigend im Gedanken und Ausdruck: der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle, indem ich in dem ersten die Begütigung und Verklärung des irdischen Lebens, die zum Genuß des Lebens durchaus nöthige Heiterkeit, in dem letzten theils eine elegische Bezeichnung, weil der Mensch gleichsam in der Nacht des Lebens dahinwandelt, bis die eigentliche Nacht, die Nacht des Todes anbricht, theils die Erhebung über das Irdische, den Ausblick zu den Gestirnen, Ahnung eines glücklicheren Daseins, also einen aber sehr zart und fast unscheinbar ausgedrückten religiösen Gedanken erkenne. Aber der Dichter will die Segnung, die er durch den Schleier der Dichtkunst empfangen hat, nicht allein genießen, wie er schon vorher äußerte, er will sie und hauptsächlich für Andre haben, zu deren Freude, zu deren Beruhigung. Deshalb fordert er die Freunde, und alle seine Leser, alle Menschen sind seine Freunde (in der That fast alle wenigstens gebildeten Menschen, denn wo wird unser Dichter nicht gelesen? da er ja selbst sagt, daß der Chinese Werthern und Lotte auf Glas male), er fordert sie auf mit ihm zu kommen, und sich durch ihn die Bürde des Lebens erleichtern, oder auch die Genüsse des Lebens verschönern zu lassen; denn dieses doppelte Geschäft hat sie ja, und wenn das erstere noch mehr der Religion zukommt, so gehört das letztere der Poesie ganz eigens an, sie macht die Blumen noch duftiger und glänzender, und die Früchte des Lebens noch goldner, und wer die Poesie recht würdigt, der mag mit Götthe sagen: und jedes Glück will ich durch dich nur haben! Durch diese Einladung an die Freunde löst sich nun auch des Dichters frühere Klage: ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen, dein holdes Licht verdecken und verschließen. Und wenn es auch wahr bleibt, daß er der Kunstgenossen nicht viel haben wird und je höher er selbst als Künstler steigt, desto weniger, so wird er doch wünschen, daß sich die Zahl der Mitgenießenden vermehre; nur in der Gemeinschaft mit den Freunden, mit denen, welche er durch seine Dichtungen tröstet, erhebt, beglückt, ist er selbst beglückt. Wir gehn vereint dem nächsten Tag' entgegen! So leben wir, so wandeln wir beglückt. Aber es kommt auch der letzte Tag der irdischen Tage, der Tod wird vielleicht einen Freund nach dem andern vor ihm dahintraffen — diesen Gedanken hätte wahrscheinlich Klopstock hinzugesetzt und hat es wirklich gethan in der Elegie an Ebert; aber dieser Gedanke ist gar nicht im Geiste Götthe's, denn ihn freut das Leben und daher schreckt ihn der Tod nicht; so lange das Leben dauert, weiß er es auszukaufen und freundlich zu finden, und der Tod ist ja der Uebergang zum neuen freilich uns unbekanntem Leben, weshalb denn der heitere, die Gegenwart und das Vorhandene schätzende und die Zukunft, bis sie Gegenwart wird, nicht beachtende Dichter, lieber ganz davon schweigt. So weiß ich denn auch kaum, ob ich diesen Schluß elegisch nennen soll, da er so himmlisch heiter ist und so menschenfreundlich, daß ein solches Wort für mich eben so tröstlich ist als ein eigentlich religiöses. Nicht für sich und seine Freunde ist der Dichter besorgt, für sie ist doch schon nach dem Tode gesorgt, nur die trauernden Enkel dauern ihn (und wahrlich nicht der Gestorbene, sondern der Ueberlebende ist bedauernswerth), aber auch sie werden noch Freude und Lust an den Schöpfungen des Dichters finden. Doch ein solcher Ausdruck ist dem zartfühlenden Dichter zu grob, ja das ist auch nicht einmal der Gedanke. Zu

ihrer Lust wird unsre Liebe dauern. Was heißt unsre Liebe? Ist es eine Bezeichnung der Unsterblichkeit? Gewiß nicht, der Beisatz zu ihrer Lust widerlegt diese Vermuthung völlig. Heißt es: die in den Gedichten ausgesprochene Liebe, welche den Dichter mit seinen Freunden verband? Dieß wäre eher möglich und wirklich kann man manche Gedichte Göthe's als Denkmale der Freundschaft, Achtung und Zärtlichkeit betrachten. Aber doch reicht auch diese Erklärung nicht aus, sie ist zu beschränkt und befriedigt nicht. Unsre Liebe steht wirklich für meine Gedichte. Aber wie ist dieß möglich, und ist es nicht eine zu weit getriebene Höflichkeit, wenn Göthe damit sagen will, daß die Freundschaft und Liebe Theil daran hat und daß die Freunde durch ihren Umgang und Einfluß, durch Rath und Aufmunterung Veranlasser, Beförderer und Pfleger seiner Muse geworden sind? Nein, ich halte es für eben so wahr als zart und innig, und wenn das erstere nicht wäre, so widerspräche das Gedicht sich selbst „der Dichter Schleier aus der Hand der Wahrheit,“ es ist vielmehr das lebenswürdigste Anerkenntniß dessen, was das Genie gewöhnlich nicht gern zugibt, denn es wähnt häufig, daß es alles nur durch sich selbst geworden sei; aber wenn gleich die Anlagen sehr verschieden und durch natürliche Mitgift verschieden sind, so hängt doch die Ausbildung derselben und die Richtung des Sinnes, der Muth und die Heiterkeit bei der Anstrengung und endlich das glückliche Gelingen von tausend äußern und innern Berührungen und Begegnissen, am meisten aber von dem nicht bloß nicht störenden und feindlichen, sondern freundlichen und wohlthätigen Einfluß derjenigen Personen, welche uns zunächst umgeben, also von der Freundschaft und Liebe ab. Göthe hat dieß, wie aus seiner Biographie erhellt, in bedeutendem Maße erfahren. Daher ist es also nicht eine leere, übertriebene Höflichkeit, von der Göthe überhaupt weit entfernt ist, sondern ein tiefes Gefühl, das er aber offen und treuherzig darlegt. Aber diese Aufrichtigkeit und Naivität belohnt sich hier auf's schönste. Denn sie kleidet den Gedanken des Nachruhms, der doch unstreitig darin liegt, in einen so zarten Schleier, ich weiß kaum ob mehr der Dichtung oder der Wahrheit und Innigkeit, daß er bei aller Durchsichtigkeit ihn fast verhüllt. Der Nachruhm trifft nun nicht allein den Dichter, sondern seine Freunde nehmen Theil daran, der Dichter ist nur der Stellvertreter der edlen Gesellschaft, in welcher und mit welcher er lebte und wandelte, er hat nur das vor den übrigen voraus, daß ihn die Gottheit zum Sprecher, zum Verkündiger ihres Lebens, ihres gemeinschaftlichen Glückes machte, und auch diese Denkmale ihres schönen Daseins sollen nicht des Dichters und seiner Freunde wegen (und was hätte das auch eigentlich für einen vernünftigen Sinn?) sondern zur Lust der Enkel dauern, also um auch nach dem Tode des Urhebers oder der Urheber zu erfreuen und Nutzen zu stiften, fortbauern. Das ist noch eine feine Forderung der irdischen Unsterblichkeit und macht einen grellen Abßich gegen das Horazische *exegi monumentum* und selbst gegen das Schiller'sche: die Muse schweigt — — ihr Urtheil zu empfangen, sie achtet es, doch fürchtet sie es nicht; und selbst im Gegentheil von der Bescheidenheit, welche Schiller in demselben Gedicht ausspricht: „zur fernern Nachwelt wollen sie (die Lieder) nicht schweben, sie tönten, sie verhallen in der Zeit“ weiß Göthe und mit Recht nichts, und so sehr er sich vor dem Eigenlob, eben so sehr, glaube ich, schämt er sich vor einer solchen, des wahren Dichters in der That unwürdigen Bescheidenheit, hinter der ein bößlicher Ausleger leicht Verstellung wittert;

die guten Gedichte und allerdings auch die Schiller'schen, oder doch manche von ihnen, werden bis zur fernern Nachwelt schweben oder verdienen es doch. Göthe fordert allerdings die Fortdauer seiner Gedichte, und ich halte es für falsch, wenn man in dem soll nur einen Wunsch und also eine Bescheidenheit finden will. Aber diese Forderung verliert ja alles Ruhmsüchtige durch den edlen Zusatz zu ihrer Lust, ja es ist nicht sowohl eine Forderung als ein eben so aufrichtig ausgesprochenes Selbstgefühl, und als Wunsch genommen könnte es bloß sich darauf beziehen, daß keine äußeren Umstände die Gedichte tilgen möchten; innerlich tragen sie das Siegel der Unsterblichkeit an sich, und eben dieses erste ganz vorzüglich. — Ich sehe es noch einmal durch, welche eine schöne Steigerung in den Gedanken, ohne daß der Ausdruck irgend etwas Angestregtes, Gefuchtes, Ueberbietendes hätte. Ueberall Einfachheit, Angemessenheit, Wahrheit, Schönheit, Hoheit, Sittlichkeit und dabei eine Zartheit, eine Verhüllung mehr als Enthüllung, der Dichtung Schleier, Eigenschaften, welche unergründlich sind und der Betrachtung immer neuen Stoff geben, obgleich alles Auslegen und Erklären nur endlich dazu dienen kann, das Ganze mit Einem Gefühl zu umfassen, sich daran zu erfreuen und zu erbauen, oder, wie der Dichter sagt, zur Lust der Enkel. Um nur noch eines hinzuzusehen, so erinnert der leichte Uebergang von der Beschreibung des Spaziergangs und des Wetters, also von der Wirklichkeit, wie sie wenigstens erscheint, zu der Allegorie an den Anfang der göttlichen Komödie des Dante; und die Art und Weise, wie sich der Dichter gegen die Göttin und diese gegen ihn benimmt, die begeisterte Liebe, die demuthsvolle kindliche Hochachtung auf der einen Seite und die vorsorgliche Liebe, die zarte Warnung und Schonung auf der andern Seite, an das Verhältniß, welches zwischen dem kindlich gesinnten Dante und seinem Lehrer und Führer Virgil, den er häufig Vater nennt, oder vielleicht noch mehr zwischen dem ersten und seinem irdischen und himmlischen Ideal, der göttlichen seligen Beatrice, herrscht. Noch einmal rufe ich es denen zu, welche nur der Religion und Sittlichkeit wegen ein Gedicht schätzen, und durch die wahre Religiosität Klopstocks verwöhnt sind, wiewol es deren nur wenige geben möchte, und an dem hohen sittlichen Ausdrucke Schiller's vorzüglich Gefallen, oder gar an der Frömmerei und der geschminkten Sittlichkeit mancher neuern und neuesten Dichter Geschmack finden, was denn freilich ein Ungeschmack ist: auch Göthe und zumal in dieser Zueignung ist ein religiöser und sittlicher Dichter, aber er ist zu sehr Dichter, als daß es ihm nicht vor allen Dingen darauf ankäme, ein Gedicht zu einem Gedicht zu machen, oder den Schleier selbst über das Heiligste und Erhabenste zu breiten. Es wird mir schwer mich von diesem Gedicht zu trennen, es ist das erste, und wenn ich denke, daß ein sinniger Ausländer oder irgend einer, der mit Göthe noch ganz unbekannt wäre, durch dieses Gedicht die erste Bekanntschaft mit ihm machte, so müßte es etwa nicht die größten Erwartungen sondern fast die Besorgniß in ihm erregen, daß das Folgende einem solchen Anfang kaum gleichkommen werde: ja ich selbst habe alle übrigen Schöpfungen Göthe's während dieser Betrachtung fast vergessen und nur in dieser allein gelebt, und halte sie für unübertrefflich. Aber welche ein Schatz von kleinern und größern Meisterwerken folgt nun in einer Reihe von Bänden diesen Strophen nach, und alle sind sie, soweit die allgemeine menschliche Schwäche es zuläßt, in ihrer Art und nach verschiedenen Gesichtspunkten, obgleich alle aus dem Gesichtspunkt

der Sittlichkeit, Wahrheit und Schönheit betrachtet, vollkommen oder doch ihres Schöpfers und der Unsterblichkeit werth. So meine ich es; es ist keine Schmeichelei, und wem schmeichelte ich, wenn ich es wirklich thäte? Nicht ihm, sondern der Kraft, die ihn hervorrief und so ausstattete und auszeichnete. Und würde denn Götthe es selbst anerkennen, daß er zu den begünstigten Sterblichen gehört? Warum nicht? Dazu ist er wahr genug, obgleich er seine eignen Worte vielleicht wiederholen würde: wie viel bin ich von Andern unterschieden? und zwar ohne falsche Bescheidenheit, nämlich nicht als Dichter, denn als solcher muß er sich freilich selbst wohl zu den Ausgezeichneten und Ersten rechnen, er hat ja der Dichtung Schleier seinem eignen Gedicht zufolge empfangen, — sondern als Mensch. Denn in einem höhern Sinne, das heißt die ganze Summe des Glücks und Unglücks zusammengefaßt mag wol selbst der Bettler den Krösus (ja wohl den eigentlichen Krösus) und der Kranke den Gesunden, der scheinbar Unglücklichste den scheinbar Glücklichen so fragen können. Denn der Stoicismus, oder vielmehr der Glaube und die Hoffnung unsrer Religion ist ja der reichlichste Ersatz für alle äußern und innern Gaben. Und wenn etwa hier die Ausgleichung nicht geschehen zu sein scheint, oder wirklich nicht geschehen ist, wird sie nicht dereinst erfolgen? Gewiß, an diesem Sage, an der Berufung aller Menschen zur Seligkeit müssen wir halten. Aber freilich sind einige auserwählt, nicht durchaus, sondern nur für gewisse Zeitabschnitte und einer kann dem andern voranschreiten, nicht aber so, daß ihn der Spätere nicht einholen könnte. So ist denn freilich Götthe ein Auserwählter der Dichtkunst, welche allerdings etwas sehr Hohes ist und nicht ohne einen Adel des ganzen Menschen geübt werden kann. Aber wohl uns, daß wir seine Gedichte haben, daß wir seine Enkel sind und sogar seine Zeitgenossen! Lasset uns jedoch vielmehr die Genossen seiner Gefühle und seiner Gedanken sein, die Gaben, die er uns gegeben hat, seinen Geist, würdigen und genießen. Zu unsrer Lust laßt die Liebe Götthe's und seiner Freunde dauern, lasset uns davon schreiben und sprechen, damit wir wenigstens zu seinen geistigen Freunden gehören, damit die Nachwelt uns in das schöne Schlußwort einschließen könne:

Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.